

Rezensionen

Susanne Zwingel

Hiromi Tanaka-Naji, 2009: Japanische Frauennetzwerke und Geschlechterpolitik im Zeitalter der Globalisierung. Herausgegeben vom Deutschen Institut für Japanstudien. München: Iudicium. 579 Seiten. 72,00 Euro

Dieses Buch bietet eine umfassende Analyse von japanischen Frauennetzwerken vor dem Hintergrund der Entstehung globaler Geschlechterpolitik seit Mitte der 1970er Jahre. Hiromi Tanaka-Naji konzentriert sich dabei auf die Entstehung, Entwicklung und Wirkung zweier international ausgerichteter Netzwerke: Das erste richtete sich an den geschlechterpolitischen Entwicklungen der Vereinten Nationen aus, um japanische Gleichstellungspolitik zu beeinflussen, das zweite entstand als transnationaler Zusammenschluss im ostasiatischen Raum und setzte sich mit der Rolle Japans als ehemaliger Kolonialmacht aus geschlechtssensibler Perspektive auseinander. Tanaka-Naji gelingt es, mit ihrer Studie eine ostasiatische Ausprägung globaler Geschlechterpolitik zu vermitteln. Dies ist auch deshalb ein wichtiger Forschungsbeitrag, weil die Region Ostasien als eine Weltregion, in der sich Modernisierungsprozesse ohne Verwestlichungsprozesse vollzogen haben, einen besonderen – und oft wenig beachteten – Kontext für den Wandel von Geschlechterverhältnissen darstellt.

Die ersten drei Kapitel des Buches stecken den theoretischen und methodischen Rahmen der Untersuchung ab: Zuerst wird der Netzwerkbegriff soziologisch aufgearbeitet und das Erkenntnisinteresse der Entstehung und internen und externen Transformation von Netzwerken herausgearbeitet. Dann wird der globale geschlechterpolitische Rahmen in drei Phasen umrissen. Die letzte dieser drei Phasen ab 1970 wird als die umfassendste beschrieben, da Gleichstellungsnormen sowohl von staatlichen als auch von zivilgesellschaftlichen Akteuren auf globaler Ebene unterstützt und im eigenen nationalen Kontext vorangetrieben werden. In den weiteren Kapiteln (5–10) wendet sich Tanaka-Naji dem japanischen Kontext zu. Ihre reichhaltige Analyse basiert auf einer Fülle von ExpertInneninterviews, teilnehmender Beobachtung und Dokumentenanalyse. Im fünften Kapitel zu gesellschaftlichen Rahmenbedingungen Japans wird deutlich, dass die extreme Geschlechtertrennung, einhergehend mit der Marginalisierung von Frauen in Berufswelt und Politik, ein struktureller Faktor für die Formierung von *Frauennetzwerken* gewesen ist. Eine frühe Form der Mobilisierung von Frauen war beispielsweise die Gründung von Verbraucherclubs: Hier politisierten Hausfrauen, viele von ihnen hochgebildet, die ihnen zugewiesene Rolle als Ernährerin der Familie. Im sechsten, historisch angelegten Kapitel werden gleichstellungspolitische Bemühungen vor den 1970er Jahren dargelegt. Die wichtigsten Impulse, wie etwa die Forderung nach dem Frauenwahlrecht schon Ende des 19. Jahrhunderts, kamen von Frauenbewegungsorganisationen. Nach 1945 und nach der Einführung des Frauenwahlrechts entstanden auch erste Vernetzungsinitiativen von Parlamentarierinnen. In der hierarchisch strukturierten und stark androzentrischen Staatsverwaltung arbeiteten sehr wenige Frauen in verantwortungsvollen Positionen, jedoch war Gleichberechtigung ein Anliegen des US-amerikanischen Demokratisierungsplans, was 1947 zur Gründung eines Gleichstellungsbüros im Arbeitsministerium führte. Damit sind auch die zentralen Gleich-

stellungsakteure – Bewegungsorganisationen, Politikerinnen und Bürokratinnen – der Hauptuntersuchung eingeführt.

Kapitel 7 und 8 befassen sich mit der Entstehung und Entfaltung international orientierter Frauennetzwerke. Das UN-orientierte Netzwerk formierte sich im Vorfeld des Jahres der Frau 1975. Die internationale Dynamik bewegte auch die japanische Regierung, den Empfehlungen der ersten Weltfrauenkonferenz nachzukommen, indem sie etwa ihre derzeitige *women's policy agency* (WPA) vergrößerte. Strategisch nutzten die Netzwerke den globalen normativen Rahmen als Vorbild bzw. Druckmittel, um BürokratInnen und PolitikerInnen als BündnispartnerInnen für die Durchsetzung geschlechterpolitischer Maßnahmen zu gewinnen. Ein effektiver Fokus der Mobilisierung war der Ratifizierungsprozess der Frauenrechtskonvention CEDAW. Es gelang den gleichstellungspolitischen Akteuren gegen erheblichen Widerstand, die Regierung zur Unterzeichnung 1980 zu bewegen – hier spielte das Interesse Japans, international „sein Gesicht zu wahren“, eine wichtige Rolle. Zur Ratifizierung waren weitreichende gesetzliche Veränderungen nötig, die bis 1985 zwar vollzogen waren, aber von weiten Teilen der Frauenbewegung als nicht weitreichend genug kritisiert wurden. Das UN-orientierte Netzwerk begleitete japanische Gleichstellungspolitik konsequent weiter und konnte, unter anderem vor dem Hintergrund der Peking-Weltfrauenkonferenz 1995, eine weitere Aufstockung der WPA erreichen, das unzureichende Gleichstellungsgesetz am Arbeitsplatz verbessern und weitere Gesetze, zum Beispiel das allgemeine Gleichstellungsgesetz (1999) und das Gesetz gegen häusliche Gewalt (2001), auf den Weg bringen. Diese gleichstellungspolitischen Erfolge basierten auf breiten Bündnissen von Frauenorganisationen, BürokratInnen, PolitikerInnen und zum Teil auch JournalistInnen und WissenschaftlerInnen.

Das nach Asien orientierte Frauennetzwerk unterschied sich vom UN-orientierten durch eine kritische Haltung gegenüber der Rolle Japans innerhalb der Region, ein daraus resultierendes Misstrauen in staatliche Institutionen und eine explizit feministische Perspektive, die nicht in erster Linie Kompromisse zur Erreichung politischer Ziele suchte. Die Mobilisierungsgründe dieses Netzwerkes waren außerdem genuin transnational: In den 1970ern taten sich südkoreanische und japanische Frauen zusammen, um – erfolgreich – gegen den japanischen Prostitutionstourismus in Südkorea zu protestieren. Ab Ende der 1980er Jahre widmeten sich japanische, koreanische, chinesische und Netzwerke anderer betroffener Staaten der ‚Trostfrauen‘-Problematik und machten diese zu einem öffentlichen Thema. Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit bedeutete für die japanischen Aktivistinnen, ihre Diskriminierungserfahrungen im eigenen Land mit der Aggression und kolonialen Dominanz Japans und deren Auswirkungen auf Frieden und Sicherheit in der Region und die Situation von Frauen in den „Opferländern“ in Verbindung zu bringen. Dies war (und ist) kein einfacher Prozess. Die Aufarbeitung der ‚Trostfrauen‘-Problematik bleibt „zu radikal“ für weite Teile der japanischen Bevölkerung, Teile der Frauenbewegung eingeschlossen. Die beiden Strömungen – UN-orientierte und nach Asien ausgerichtete Netzwerke – arbeiten in bestimmten Bereichen zusammen, diese Zusammenarbeit ist aber auch von Distanzierungen geprägt, sodass Tanaka-Naji von „fragmentierter Integration“ spricht. Insgesamt sind die Entwicklung und Wirkung der Netzwerke von Ambivalenzen geprägt – sie weisen sowohl Homogenität (i. S. v. Intellektualität) als auch Heterogenität (i. S. v. allumfassender versus feministischer Überzeugung) auf. Trotz egalitärer Ideale sind die Organisationen

auch von Hierarchien und Asymmetrien geprägt, was sie nicht unbedingt daran hindert, gesamtgesellschaftliche Demokratisierungsprozesse voranzutreiben.

Abschließend konstatiert Tanaka-Naji, dass Frauennetzwerke fundamental zu einem „institutionellen Ernstnehmen“ von Geschlechtergerechtigkeit in Japan beigetragen haben, dass aber dennoch dieser breite Bewusstseinswandel an seine Grenzen stößt, wie neue konservative Backlash-Bewegungen zeigen. Gleichzeitig haben sich auch die Netzwerke selbst verändert – sie haben ihre Strukturen formalisiert und setzen mehr auf Kooperation mit dem Staat, sehen ihre gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten aber nach wie vor durch Ressourcenknappheit eingeschränkt.

Das Buch überzeugt in Fragestellung und Detailgenauigkeit – letztere ist oft durch aussagekräftige Interviewpassagen illustriert. Mit großem Gewinn lesen sich auch die Beschreibungen von Meinungsverschiedenheiten der involvierten Akteure und von den resultierenden politischen Kompromissen oder Entzweigungen. Für Forschende und Studierende der Internationalen Beziehungen, Globalen Geschlechterpolitik, Sozialen (Frauen-)Bewegungen, Organisationssoziologie und der Region Ostasien bietet die Studie reichhaltige Informationen, nicht zuletzt auch in Form eines umfangreichen Literatur- und Quellenverzeichnisses. Der einzige Schwachpunkt des Buches ist aus Sicht der Rezensentin, dass der Fokus auf Netzwerkentwicklung manchmal wenig Platz lässt für die Beschreibung der erwirkten Veränderungen, zum Beispiel der De-facto-Auswirkungen der verabschiedeten Gesetze. Nachvollziehbarerweise hat die Autorin diese Aspekte dann vernachlässigt, wenn sie nicht Teil der Netzwerkaktivitäten waren. Einige sehr interessante Themen, insbesondere die Nationalismusdebatte in der ‚Trostfrauen‘-Mobilisierung, wurden demnach auch nur angerissen, aber nicht vertieft.

Zur Person

Susanne Zwingel, Dr., Associate Professor. Arbeitsschwerpunkte: Internationale Menschenrechte, Gender und Global Governance, Feministische und Konstruktivistische Theorien der Internationalen Beziehungen

Kontakt: Department of Politics, SUNY Potsdam, 44 Pierrepont Ave., Potsdam, NY 13676 (USA), Phone: 001-315-267-2522

E-Mail: zwinges@potsdam.edu

Christine Weinbach

Karen Jaehrling, Clarissa Rudolph (Hrsg.), 2010: Grundsicherung und Geschlecht. Gleichstellungspolitische Befunde zu den Wirkungen von ‚Hartz IV‘. Münster: Westfälisches Dampfboot. 248 Seiten. 27,90 Euro

Mit der gesetzlichen Festschreibung des Gender Mainstreamings in § 1 SGB II (Sozialgesetzbuch II) sollen die Erwerbschancen und die Erwerbsbereitschaft von Frauen befördert und geschlechtstypische Erwerbshemmnisse abgebaut werden. Doch entschei-

dend sind nicht „allein die formalen Regelungen [...], sondern auch ihr Zusammenspiel mit weiteren gesetzlichen sowie untergesetzlichen Regelungen und Praktiken des Umsetzungsprozesses“ (S. 12). Entsprechend fragen die Herausgeberinnen des Sammelbandes, *Karen Jaehrling* und *Clarissa Rudolph*, „inwieweit diese Erwerbszentrierung der sozialen Sicherungssysteme und der Ansatz einer umfassenden Erwerbsintegration als Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe i. w. S. in Einklang zu bringen ist mit der feministischen Forderung nach Gleichstellung auf dem Arbeitsmarkt“ (S. 9). Den kritischen Maßstab für den feministischen Fokus liefert das mehrdimensionale Konzept von Nancy Fraser, „das soziale Sicherungssysteme auch danach bewertet, inwieweit sie die Übernahme und geschlechteregalitäre(re) Aufteilung informeller Betreuungsarbeit ermöglichen“ (S. 9f.).

Die AutorInnen des Bandes, der in vier Themenblöcke unterteilt ist, begeben sich auf die Suche nach den Gründen dafür, warum die Gleichstellungspolitik und Verwaltungspraxis im Rechtskreis des SGB II den Kriterien dieses Maßstabs faktisch nicht gerecht werden.

Im ersten Block „Arbeitsmarktpolitik und Geschlecht – Kontexte und Leitbilder einer Reform“ wird geprüft, ob die Regelungen im SGB II wirklich geschlechtsneutral und gleichstellungspolitisch ausgerichtet sind oder ob sie nicht doch möglicherweise durch strukturelle Ursachen unterlaufen werden (S. 13). Für *Alexandra Scheele* bildet den „Dreh- und Angelpunkt der feministischen Kritik am deutschen Sozialstaat [...] seine Erwerbsorientierung und die Nichtanerkennung des privaten Bereiches“ (S. 34). *Karen Jaehrling* führt die mangelhafte Geschlechtergerechtigkeit vor allem auf den gesetzlich erweiterten Ermessensspielraum zurück, der „es Fachkräften erlaubt, [...] den Rückgriff auf etablierte Handlungsroutinen und untergesetzliche Vorgaben des Vorgängersystems Sozialhilfe als legitim wahrzunehmen“ (S. 51). *Clarissa Rudolph* zufolge ist „das SGB II selbst von bestimmten Erwerbs- und Rollenmodellen geprägt“ (S. 61); es scheint dort als „kollektives (und weitgehend unhinterfragtes) Geschlechterwissen Eingang gefunden zu haben“ (S. 64).

Der zweite Block „Die ‚Steuerung‘ der SGB II-Umsetzung durch Geschlecht“ behandelt „Leitbilder, die auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt sind und die sich sowohl ergänzen als auch widersprechen“ (S. 14). *Bettina Hieming* thematisiert hierzu die Ursachen des unerfüllten Versprechens der Kinderbetreuung sowie die fehlende Relevanz von Kinderbetreuung in den Beratungsgesprächen zwischen SGB-II-Fachkräften und LeistungsbezieherInnen. *Melanie Booth* und *Karen Schierhorn* weisen auf die starke Erwerbsorientierung ostdeutscher Frauen hin und dass eine Zurechnung von Arbeitslosigkeit als primär individuell verursachtes Problem bei ihnen das Gefühl der sozialen Deklassierung hervorruft. *Georg Worthmann* zeigt existierende Widersprüche zwischen dem Ziel der Gleichstellung und den (davon abweichenden) Zielen des Konstrukts der Bedarfsgemeinschaft sowie der nachhaltigen Erwerbsintegration Schwervermittelbarer auf (S. 108). *Julia Graf* beobachtet, „dass Arbeitsbedingungen, die zuvor überwiegend auf Frauen zutreffen – wie u. a. Teilzeitbeschäftigung und niedrige Stundenlöhne – immer öfter auch für Männer gelten und sich somit Arbeitsbedingungen grundlegend wandeln“ (S. 118).

Der dritte Block „Heterogene Zielgruppen – Heterogene Wirkungen“ thematisiert die Vervielfachung von Lebensmodellen und Familienformen und untersucht, wie sich die Anwendung des SGB II durch die SGB-II-Behörde auf verschiedene Zielgruppen

auswirkt. *Bettina Hieming* und *Manuela Schwarzkopf* nehmen die alleinerziehenden SGB-II-Bezieherinnen in den Blick und suchen nach Gründen für deren überdurchschnittlich langen Verbleib im Leistungsbezug. *Ute Karl* fragt am Beispiel der Gruppe der ‚U 25‘, wie und wann Gender in der Behördeninteraktion zwischen den ‚persönlichen AnsprechpartnerInnen‘ und den jungen ‚KundInnen‘ hergestellt wird. *Martin Brüssig*, *Vera Dittmar* und *Matthias Knuth* interessiert, ob Migrantinnen im SGB-II-Bezug gegen ihren Willen aktiviert werden und schauen auf deren „Rollenmodelle und Erwerbsorientierungen“ (S. 164). *Sigrid Betzelt* und *Tanja Schmidt* wenden sich den „fiktiv Nichthilfebedürftigen“ zu, überwiegend arbeitslosen Frauen und arbeitslosen jungen Erwachsenen (S. 183), deren geteilter Status „keine Anreize zur aktiven Förderung“ liefert, „da sie der BA ohnehin keinen Cent kosten“ (S. 193).

Der vierte Block „Politische Handlungsmöglichkeiten: Erweiterung der Diskurse und Praxisoptionen“ wird von den Herausgeberinnen sowie Monika Abendschein (Leiterin der Abteilung für Chancengleichheit des Landkreises Darmstadt-Dieburg), Elke Heinrichs (Beauftragte für Chancengleichheit am Arbeitsmarkt in der ARGE Region Hannover) und Martina Zumrodde-Fuhrmann (Fallmanagerin in der ARGE Kassel-Land) bestritten. Die Beiträge von *Karen Jaehrling* sowie *Clarissa Rudolph* befassen sich mit konzeptionell ausgerichteten Überlegungen zur Geschlechtergerechtigkeit im SGB II: Jaehrling fragt nach „wenig thematisierten Grundannahmen und Risiken von Individualisierung und Residualisierung“ (S. 201), während Rudolph die im Zuge der Arbeitsmarktpolitikreform reformulierte Unterscheidung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit in den Blick nimmt. Der Band schließt mit dem Protokoll einer Diskussion zwischen den Herausgeberinnen und den Praktikerinnen über Probleme mit der alltäglichen ‚Gleichstellungsarbeit‘ und problemnahe Verbesserungsmöglichkeiten.

In der Gesamtschau halte ich den Sammelband für sehr gelungen. Er liefert einen differenzierten Überblick zum Thema, die einzelnen Beiträge beleuchten fachkundig die unterschiedlichen Facetten der Gleichstellungspolitik und -praxis im SGB II, weisen auf strukturelle Missstände hin und untermauern sie empirisch. Die meisten Beiträge bemühen sich zudem um konkrete Handlungsempfehlungen für Gesetzgeber und Arbeitsverwaltung, was den politischen Anspruch des Sammelbandes unterstreicht; die dokumentierte Diskussion zwischen den Herausgeberinnen und den Praktikerinnen bildet eine gelungene Ergänzung der wissenschaftlichen Beiträge.

Einen schwierigen Punkt – der im Prinzip durchgängig, jedoch mal mehr, mal weniger ausgeprägt aufscheint – sehe ich in der Art und Weise, wie die empirischen Befunde vielfach interpretiert werden. Denn auch wenn die ‚harten Fakten‘ stets kontextspezifisch und als tendenzielle Differenzen keineswegs exakt entlang der Geschlechtergrenze präsentiert werden, so ‚verrutschen‘ sie den AutorInnen in ihrer Gesamtbewertung der implementierten Geschlechtergerechtigkeit im Rechtskreis des SGB II oftmals zur mehr oder weniger expliziten Rede von „den Männern“ und „den Frauen“. Das kann, wie die Geschlechterforschung seit Regine Gildemeister und Angelika Wetterer in selbstkritischer Absicht herausstellt, den Blick für geschlechtliche „Existenzweisen“ jenseits stereotypisierter Geschlechterverhältnisse trüben und unter der Hand zur Reifizierung der Geschlechterdifferenz führen. Vielleicht ist es an der Zeit, subtilere Kategorien zu bilden, um dem zu entgegen – und damit zugleich sich verändernden Geschlechterverhältnissen auch begrifflich Rechnung zu tragen.

Zur Person

Christine Weinbach, Dr. rer. Soc., zurzeit Vertretungsprofessur für Soziologie mit dem Schwerpunkt Gender Studies an der Universität Konstanz. Arbeitsschwerpunkte: Geschlechtersoziologie, Geschlechtertheorie, Politische Soziologie, Systemtheorie

Kontakt: Universität Konstanz, Fachbereich Geschichte und Soziologie, Fach D 13, 78457 Konstanz
E-Mail: Christine.Weinbach@uni-konstanz.de

Dorothea Krüger

Nina Degele, Sigrid Schmitz, Marion Mangelsdorf, Elke Gramespacher (Hrsg.), 2010: *Gendered Bodies in Motion*. Opladen, Farmington Hills, MI: Budrich UniPress Ltd. 206 Seiten. 24,90 Euro

Der Titel lässt sich als Einladung verstehen: Körper, die in Bewegung (geraten) sind, aus der Gender-Perspektive zu betrachten. Genau dies ist der Anspruch des interdisziplinären Jubiläumsbandes zum zehnjährigen Bestehen der Freiburger Koordinierungsstelle Gender Studies. Vor dem Hintergrund vorliegender theoretischer und empirischer Ergebnisse entpuppt sich das Vorhaben, Wissen über moderne Körperdiskurse zu stärken, als Herausforderung für die LeserInnen, da die Beiträge „keine leichte Kost“ sind und die wissenschaftlichen Grundlagen vielfach nicht ausreichen, um fundierte Aussagen treffen zu können. Wer sich davon nicht abschrecken lässt, kann interessante Einblicke gewinnen und spannende Ergebnisse interdisziplinärer Studien zum Thema Körper und Körperlichkeit entdecken. So spiegelt das Buch unterschiedliche Theorie- und Methodenansätze wider, verknüpft neurobiologische und kulturwissenschaftliche Diskurse und stellt sich der Frage nach Geschlechter-(In-)Differenzen und deren Folgen für die Gender-Forschung.

Im Eingangsbeitrag (von insgesamt zehn Beiträgen) betonen *Sigrid Schmitz* und *Nina Degele* die Prozesshaftigkeit verkörperter Geschlechtlichkeit und die gegenseitige Beeinflussung von Körper und Gesellschaft. „Körper werden als scheinbar isolierte Systeme erforscht, deren Entwicklung durch biologische Vorgaben (Gehirn, Gene, Hormone) bestimmt seien“ (S. 16). Die Autorinnen kritisieren, dass Körper – von der Umwelt getrennt – in Laboren untersucht und behandelt werden. Mit Rekurs auf Fausto-Sterling, die den Körper durch Sprache und kulturelle Handlungen geprägt sieht (Erfahrungen „gehen in Fleisch und Blut über“, S. 26), plädieren die beiden Autorinnen für den Einbezug des Körpers als Erfahrungsträger und die Untrennbarkeit körperlicher und gesellschaftlicher Prozesse. Zur Erforschung sozialer Ungleichheiten und Hierarchien entwerfen sie Fragestellungen, die neben Gender die Kategorie Körper in den Vordergrund rücken, da Alter, körperliche Verfasstheit, Gesundheit sowie Attraktivität mitentscheiden über Zugang und Verteilung gesellschaftlicher Ressourcen (S. 32).

Kerstin Palm beschäftigt sich im zweiten Beitrag mit Reflexionen zur evolutionstheoretischen Attraktivitätsforschung. Am Beispiel evolutionsbiologischer Bücher und Medienberichte über geschlechtsspezifisches Einparken oder weibliche und männliche Gehirne zeigt Palm den Boom populärer evolutionsbiologischer Debatten auf, die Ein-

fluss auf die Darstellung vergeschlechtlichter Schönheits- und Körpergestaltung nehmen und damit an Definitionsmacht gewinnen. „Chancen beim anderen Geschlecht sieht man den Menschen an: Zarte Nase trifft kantiges Kinn“ (S. 41). Ihre kritische Bestandsaufnahme zeigt: Die biologische Attraktivitätsforschung ist bisher nicht über das Stadium der Entwürfe unbelegter Hypothesen hinausgekommen, sie reproduziert unreflektiert dichotome Geschlechterrollen und starre Vorstellungen von Zweigeschlechtlichkeit. So fordert die Autorin dringend, die populärwissenschaftliche Berichterstattung zu erschüttern und eine sorgfältige Überprüfung wissenschaftlicher Seriosität naturwissenschaftlicher Theorien voranzutreiben (S. 53).

Mit der These genetisch-naturbiologischer Antisozialität des Männergehirns und der Empathiefähigkeit des Frauengehirns setzt sich der Beitrag von *Nicole C. Karafyllis* auseinander. Karafyllis belegt am Phänomen Autismus, dass der autistische Mann als Repräsentant eines hypermännlichen Gehirntypus gilt. Unklar ist bislang, inwieweit Autismus vererbbar ist (S. 65). Der männliche Autist wird als Beispiel einer politischen Rückwärtsbewegung interpretiert, eine Anpassung an die in der Gender-Forschung überkommen gedachten Männer- und Frauenstereotypen. „Der männliche Autist als kühler Leader der IT-Gesellschaft ist die offene Antithese“ zur Forderung von mehr emotionaler Intelligenz und damit veränderter Konstruktion von Männlichkeit (S. 78). Die Autorin sieht in der Aufweichung der Kategorien Gender und Sex eine Gefahr für die Gender-Forschung, die ihr kritisches Potenzial verliert und erneut traditionelle Geschlechterkonzepte reproduziert.

Sie erhofft neue Anregungen durch den Diskurs um die Andersartigkeit hochbegabter Autistinnen, der sich erst in Anfängen abzeichnet.

Ilse Hartmann-Tews nähert sich dem Thema des Buches aus sportsoziologischer Perspektive. Sie beschäftigt die Frage, inwiefern körperlich bewegtes, sportlich aktives Altern eine Frage des Geschlechts ist. Studien zeigen, dass der Anteil der Frauen, die im mittleren Erwachsenenalter regelmäßig aktiv Sport treiben, größer ist als der Anteil der Männer (S. 88). Diese Ergebnisse widersprechen der generellen Annahme einer Versportlichung der Gesellschaft. Quantitative Ergebnisse belegen unterschiedliche Verarbeitungsmuster von körperlichem Leistungsabbau und nachlassender Mobilität je nach Geschlecht. Obwohl sich geschlechtstypische Bewegungs- und Sportartenpräferenzen in allen Altersgruppierungen abzeichnen, wird es für Männer mit zunehmendem Alter schwieriger, den traditionellen Vorstellungen und Maßstäben von Sporttreiben genügen zu können, sodass sie eher die Handlungsalternative „Ausstieg aus dem Sport“ wählen. Für Frauen hat in Bezug auf ihr Körperkonzept das äußere Erscheinungsbild eine höhere Relevanz und stellt ein adäquates Mittel dar, um altersinduzierten Veränderungen entgegenzuwirken (S. 98). Vor dem Hintergrund des Lebenszusammenhangs vieler Frauen im Alter kann Sport nach Hartmann-Tews auch als zweckrationales Handeln eingeordnet werden.

Katrin Kämpf und *Matthias Mergl* leisten einen Beitrag zur queeren Forschung. Am Beispiel der Installation des Geschlechtsaktes im Deutschen Hygiene Museum Dresden belegen sie, dass die sexuelle Orientierung nicht mehr von Geschlechtsidentitäten determiniert begriffen werden muss (S. 111).

Auch *Veronika Ladewig* fragt in ihrem Artikel „Gendered DNA: Zur Entstehung einer Person“, ob das Festhalten an Zweigeschlechtlichkeit und Eindeutigkeit nicht überholt ist (S. 124), während *Isabella Marcinski* Magersucht als typisch weibliches Kon-

fliktfeld charakterisiert, von dem überwiegend junge Frauen betroffen sind. Marcinski fordert, dass zukünftige Forschung nach der geschlechtsspezifischen Verschränkung von Identität, sozio-kulturellem Körper und Biographie konkreter Leiberfahrungen fragen müsste, um die Funktion der Anorexie für Mädchen und junge Frauen als „Ausdruck- und Kontrollmittel ihrer selbst“ (S. 139) besser zu verstehen.

Die letzten drei Beiträge sind forschungsmethodischen Aspekten und Anwendungsfeldern gewidmet. Mittels Film- bzw. Bildanalysen werden Praxen in bewegten und bewegenden Körpern aufgespürt. *Heike Raab* stellt Behinderung als kulturelles Phänomen in den Mittelpunkt. Anhand der Analyse des Kurzfilms „Want!“, der vorherrschende Ansichten über Behinderung in produktiver Weise in Frage stellt, verweist Raab auf neue Forschungsperspektiven (S. 160) und bezeichnet Intersektionalität mit einem bewegungstheoretischen Ansatz als mögliche Perspektive gegen die Verfestigung von Behinderung als Ungleichheit.

Martina Schuegraf und *Sandra Smykalla* vergleichen Musikvideoclips von Madonna und Peaches. Sie sehen Popmusik und Popkultur als Schauplatz von Umdeutungen geschlechtsspezifischer Normen und Transformationschancen (S. 172). Die Autorinnen belegen, dass in Musikvideos mit Dualismen gespielt wird. Sie fragen nach der Wirkungsmacht dieses Mediums und folgern, „dass Popmusik heute weder als unhinterfragter Ort männlicher Selbstdarstellung noch als Feld uneingeschränkter emanzipativ-provozierter Möglichkeiten gesehen werden kann“ (S. 181).

Der letzte Beitrag von *Nadja Sennewald* vergleicht mittels Bildanalyse öffentliche Fotos von PolitikerInnen: Obama, Clinton, McCain und Pallin. Sie stellt fest, dass es an der Darstellung jenseits geschlechterstereotyper Zuschreibungen mangelt, und obwohl ein einzelnes Bild noch keine Wirkmacht besitzt, die ständige Wiederholung bestimmter Motive, Meinungen und Haltungen zur Herausbildung und Verfestigung als Geschlechterwissen führt (S. 198). Sennewald plädiert deshalb für neue Körperbilder von Männern, Frauen und Macht.

Die Beiträge des Sammelbandes verdeutlichen, dass die Erforschung von Körper und Körperlichkeit stark von neurowissenschaftlichen Befunden und wenig von gesellschaftskritischen Analysen determiniert ist. In der vorliegenden Veröffentlichung werden naturwissenschaftliche und sozial- bzw. kulturwissenschaftliche Diskurse im Hinblick auf die Gender-Perspektive miteinander verbunden. Der Band stellt somit einen wichtigen Baustein zu einem neuen, ganzheitlichen Verständnis von Körper und Körpererfahrungen dar. Aufgrund ihrer Diversität sind die Beiträge sowohl für Geistes- wie auch für NaturwissenschaftlerInnen geeignet, die an der Entwicklung und Veränderung von Körperkonzepten und an deren bewegenden Bereicherungen interessiert sind.

Zur Person

Dorothea Krüger, Dr.in, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sozialwissenschaften, Fach Soziologie, Universität Hildesheim. Arbeitsschwerpunkte: Lebensformen, Gender in der Schule, Gewalt im familiären Kontext

Kontakt: Institut für Sozialwissenschaften, Universität Hildesheim, Marienburger Platz 22, 31141 Hildesheim

E-Mail: krueger@uni-hildesheim.de

Claudia Sontowski

Michi Knecht, Anna Frederike Heinitz, Scout Burghardt, Sebastian Mohr, 2010: *Samenbanken – Samenspender. Ethnographische und historische Perspektiven auf Männlichkeiten in der Reproduktionsmedizin*. Münster: LIT. 202 Seiten. 19,90 Euro

Neue Reproduktionstechnologien sorgen – auch 33 Jahre nach der Geburt des ersten in vitro gezeugten Babys – kontinuierlich für Schlagzeilen: Debatten um In-vitro-Fertilisation und Präimplantationsdiagnostik, aber auch Berichte über inzwischen erwachsene, mithilfe einer Samenspende gezeugte Kinder beschäftigen regelmäßig die Presse. Samenspender und Samenbanken bleiben dabei allerdings auffällig im Hintergrund. Der von Michi Knecht, Anna Frederike Heinitz, Scout Burghardt und Sebastian Mohr herausgegebene Band „Samenbanken – Samenspender“ will diese Leerstelle mit Blick auf kulturelle und soziale Implikationen von Samenspenden erkunden. Gemeinsamer Fokus der im Rahmen eines dreisemestrigen Forschungsseminars am Institut für Europäische Ethnologie an der Humboldt-Universität zu Berlin entstandenen Beiträge ist die Konstruktion und Rekonstruktion von Männlichkeiten im Rahmen der Reproduktionsmedizin.

Samenspender sind bislang kaum erforschte Akteure im reproduktionsmedizinischen Kontext. Diese Lücke, so machen die AutorInnen deutlich, ist kein Zufall, sondern korreliert mit der alltäglichen sozialen Unsichtbarkeit von Männern im reproduktionsmedizinischen Feld. Indem Samenbanken die Spermien junger Männer sammeln, deren Qualität bestimmen, sie in tiefgefrorenem Zustand lagern und nach bestimmten Regeln verkaufen, sind die Organisationen Teil der Kommodifizierung von Körpersubstanzen und der Kommerzialisierung von Reproduktion. Ziel des vorliegenden Bandes ist es zum einen, die Verknüpfungen kommerzieller, sozialer und moralischer Ökonomien, die sich dadurch ergeben, sichtbar zu machen, zum anderen die Hervorbringung heterogener Männlichkeiten – im Selbstverständnis der Samenspender, als Imagination auf Seiten der KäuferInnen sowie als Nebeneffekt der Qualitätskontrolle von Spermien – zu analysieren. Dazu verfolgen zwölf AutorInnen in historischen und ethnographischen Fallstudien die Entwicklung der heterologen Insemination sowie die Repräsentation von Samenspendern in den Medien, sie gehen dem Selbstverständnis männlicher Spender und lesbischer Paare nach, die mithilfe von Samenspenden Kinder bekommen haben, und werfen einen ethnographischen Blick auf alltägliche Abläufe in Samenbanken.

In ihrer historischen Fallstudie „The Making of German Sperm“ diskutieren *Anna Frederike Heinitz* und *Rickmer Roscher* die Entwicklung von Spermakonservierung vor dem Hintergrund von Männlichkeitsvorstellungen und nationalsozialistischer Biopolitik. Sie analysieren den ausbleibenden Wissenstransfer zwischen Veterinärmedizin – wo künstliche Besamungen eine entscheidende Rolle bei der Produktivitätssteigerung der Tierzucht spielten – und Humanmedizin, wo männliche Unfruchtbarkeit im Rahmen der NS-Bevölkerungspolitik in den Fokus wissenschaftlichen Interesses rückte. Anhand zeitgenössischer Debatten um die Konservierung menschlichen Spermias entwickeln die AutorInnen überzeugend die These, dass starke kulturelle Widerstände gegen die

Entkoppelung von Sexualität und Reproduktion den Wissenstransfer verhinderten und damit die Vorstellung aktiver Männlichkeit stützten.

Ausgehend von einem praxisbezogenen Männlichkeitsbegriff, demzufolge Männlichkeiten von Ambivalenzen durchzogen und beständig neu auszuhandeln sind, fragen *Katja Baumeister-Frenzel*, *Michi Knecht*, *Markus Langenstraß* und *Matthias Schöbe* in ihrem Beitrag „Gespräche mit Spendern“ nach der Bedeutung von Samenspenden für die Selbstkonzepte der Spender. Die Porträts der in einem schwierigen Prozess des Feldzugangs rekrutierten Interviewpartner belegen eindrücklich das Potenzial einer Perspektive, die Erfahrungen und Deutungen der beteiligten Männer einbezieht. Selbstkonzepte und Männlichkeitsvorstellungen der Spender sind, wie erwartet, heterogen – allein die Motive reichen vom optimierten Gelderwerb während des Studiums über Hilfe für befreundete oder unbekannte Paare bis hin zu der Überzeugung, mit der Spende das „Innerste, Beste“ zu geben. Darüber hinaus erarbeiten die AutorInnen anhand des Materials drei weiterführende Forschungsperspektiven: die Bedeutung von Samenspenden im Kontext männlich-reproduktiver Biographien, Anonymität als produktive Sozialform sowie Perspektiven auf unterschiedliche „Bio-Verfügbarkeiten“ und deren Zusammenspiel mit Subjektivitätskonstitutionen.

Scout Burghardt und *Kerstin Totes* Aufsatz „Zwischen Risikovermeidung, Normalisierung und Markt“ beschäftigt sich mit dem zweifachen Auswahlprozess, den Samenbanken vornehmen: der Auswahl von Männern als Samenspender sowie dem *matching* von Spendersamen und KundInnen. Dabei fragen sie sowohl nach gesellschaftlichen Normen, die die jeweiligen Kriterien beeinflussen, als auch nach der Reproduktion unterschiedlicher Formen von Männlichkeit durch die Auswahlprozesse. Nur zehn Prozent aller Bewerber, so die befragten Samenbanken einhellig, werden als Samenspender akzeptiert. Das entscheidende Kriterium Spermaqualität variiert jedoch je nach Nachfrage anderer Merkmale und wird darüber hinaus durch „soziale“ Kriterien flankiert, die informell – anhand von Gesprächen und anhand des „Eindrucks“, den die Bewerber bei den weiblichen MitarbeiterInnen hinterlassen – gewonnen werden. Auch das *matching* erscheint in den Berichten der MitarbeiterInnen als komplexer und flexibler Prozess, bei dem die Kategorien Krankheitsvermeidung, Normalisierung, Ähnlichkeit und Nachfrage des Marktes verhandelt werden. Einen weiteren Einblick in alltägliche Routinen einer Samenbank bietet *Sebastian Mohrs* ethnographische Reportage „Viking Sperm – Der Stoff, aus dem die Träume sind“. In einer global vernetzten dänischen Samenbank geht er der auffallenden De-Thematisierung männlicher Sexualität innerhalb von Samenbanken nach.

Ebenfalls auf der Grundlage ethnographischer Beobachtungen analysiert *Michi Knecht* in ihrem Aufsatz „Reflexive Bioökonomisierung“ das in Veränderung begriffene Verhältnis von Produktion und Reproduktion im Rahmen „vitaler Ökonomien“. Medizinisch-technische Verfahren, Formen des Qualitätsmanagements, ökonomische Transaktionen, persönliche Hoffnungen und verwandtschaftliche Verbundenheit sind in der Werteproduktion von Samenbanken miteinander verquickt. Diese Überlappung unterschiedlicher ökonomischer und sozialer Werte erfordert es, so die These, sowohl Kommodifizierungsprozesse als auch idealisierende Auffassungen von mit Samenspenden verbundenem Altruismus differenzierter zu betrachten.

Zwei Beiträge des Bandes beschäftigen sich mit medialen und persönlichen Perspektiven auf Samenspender. *Kristina Schneider* rekonstruiert, wie sich „Das öffent-

liche Bild des Samenspenders in Fernsehserien und im Film“ parallel zum Institutionalisierungsprozess heterologer Inseminationen differenziert hat: Die bis in die 1980er Jahre vorherrschende Thematisierung von ReproduktionsmedizinerInnen ist demnach einer Darstellung von Einzelschicksalen gewichen. Auffällig bleibt allerdings ein insbesondere im Spielfilm häufig anzutreffender Topos des Zueinanderfindens der leiblichen Eltern – häufig wird so der biologische Vater weiterhin als notwendiger Bestandteil einer Familie inszeniert. Ein derart heteronormatives Weltbild kennzeichnet Lesben und Schwule generell als nicht reproduktionsfähig. Der Aufsatz „Wenn Liebe Früchte trägt“ von *Anna Hartung*, *Sebastian Mohr* und *Sylvi Paulick* porträtiert lesbische Mütter und ihre unterschiedlichen Praxen der Kindeszeugung als Möglichkeit, heteronormative Denkstrukturen zu durchbrechen. Anhand von Interviews gehen die AutorInnen den Bildern nach, die lesbische Frauen über die Samenspender ihrer Kinder entwerfen.

Aufgabe der Europäischen Ethnologie – dem Feld, aus dem die versammelten Beiträge stammen – sei es, so die Herausgeberin Michi Knecht einleitend, Alltagskulturwissenschaft zu betreiben. Wie alltägliche Denkfiguren und kulturelle, für die Gegenwart konstitutive Muster durch banale und scheinbar selbstverständliche Institutionen wie Samenbanken konstruiert und transportiert werden, ist für das Verständnis von Alltäglichkeit von großer Bedeutung. Die Produktivität dieser Herangehensweise demonstriert der vorliegende Band auf eindruckliche Weise. Über die angestrebte Erkundung eines bislang vernachlässigten Themenfeldes hinaus liefern die in dem Band versammelten Analysen der Verschränkung medizinischer und ökonomischer Praktiken, der Organisationsformen der Weitergabe und der Prozesse der Subjektkonstitution wichtige Einsichten und Erkenntnisse für die Geschlechter- und Wissenschaftsforschung. Insbesondere für das Verständnis von Männlichkeiten wird hier eine Analyseperspektive eröffnet, die mir für das Verstehen von Geschlecht und Geschlechterverhältnissen im Zuge gegenwärtiger gesellschaftlicher Transformationen und der Entwicklung neuer Technologien als zentral erscheint. Der überaus anregende Band sei deshalb unbedingt zur Lektüre empfohlen.

Zur Person

Claudia Sontowski, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Familien- und Jugendsoziologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Arbeitsschwerpunkte: Körpersoziologie, Geschlechterforschung, Biotechnologie und Gesellschaft, Methoden qualitativer Sozialforschung

Kontakt: Goethe-Universität Frankfurt am Main, Fachbereich Gesellschaftswissenschaften, Robert-Mayer-Straße 5, 60054 Frankfurt am Main

E-Mail: sontowski@soz.uni-frankfurt.de